

Die vier Katastrophen

Wo immer in der Altstadt gegraben wird, sei es bei Kanalisationsarbeiten oder beim Ausheben von Fundamenten, stößt man stets auf dunkle Schichten im Erdboden. Je nach Lage und Tiefe des Erdaushubs werden bis zu vier Brandschichten sichtbar, die Zeugnis geben von den Katastrophen, die Herrieden innerhalb dreier Jahrhunderte getroffen haben.

Der große Stadtbrand 1305

Am Mittwoch, dem 12. Mai des Jahres 1305, entlud sich am späten Nachmittag ein schweres Gewitter über Herrieden. Der Blitz schlug innerhalb der Stadtumwehrung ein und in kürzester Zeit sprangen die Flammen, vom Sturm weitergetragen, von Dach zu Dach. Wochenlang hatte es nicht geregnet und die Schilfstrohdächer boten dem Feuer reiche Nahrung. In drei Tagen und zwei Nächten brannten 60 Häuser nieder. Die unterste Brandschuttschicht enthält Reste von nicht ganz verbranntem Fichten-, Föhren- und vielem Eichenholz, auf Nestern von angekohltem Schilfstroh, das vermutlich durch Regen abgelöscht worden war. Darunter kommt immer nur gewachsenes Land, meist schiefergrauer Mergel, zum Vorschein. Tieferreichende Aufschüttungen oder Grundmauern sind nicht zu finden. Sind die Bodenfunde auch spärlich, so lassen sie doch folgende Schlüsse zu: Die Häuser der damaligen Zeit waren ebenerdig und kellerlos, aus Holz, mit Lehm verschmiert und gedeckt mit Schilfstroh, weil Steine und Ziegelteile in dieser Schicht gänzlich fehlen. Man kann sich vorstellen, wie rasant das Feuer um sich griff und die Einwohner nurmehr ihr nacktes Leben retten konnten.

Die Stadtzerstörung 1316

Über diese Zeit schreibt der Historiker Lochner in seiner im Jahre 1836 erschienenen Schrift: *Die Heerfahrt im Jahre 1316 hat Kaiser Ludwig der Bayer nicht unternommen, um einen eventuellen persönlichen*

Angriff zu bestrafen, sondern um des wichtigen Grundes willen, den Landfrieden herzustellen, die Straßen des Reiches zu sichern und vor allem deshalb, um einen von seinen Vorfahren herrührenden Handel mit Kraft von Hohenlohe zu beenden und denselben zur Anerkennung seiner und des Reiches Majestät zu zwingen."

Historisch nachweisbar ist, daß sich über Jahre hinweg Kraft von Hohenlohe und der Eichstätter Bischof Philipp Ratsamhausen wegen der Obervogteirechte von Herrieden, Burgoberbach und Wahrberg stritten. Der politisch sehr klug handelnde Bischof ließ erkennen, daß er die Unterstützung für König Ludwig den Bayern von der Bereinigung dieser Streitsache zu seinen Gunsten abhängig machen wollte. Diese Einstellung, gepaart mit bewußter Verzögerung der Entscheidung, setzte Ludwig den Bayern unter starken politischen wie auch militärischen Druck. Ludwig konnte es sich nicht leisten, auf die Unterstützung des Eichstätter Bischofs zu verzichten. Denn im Erzbistum Bamberg war Bischof Wulfing von Stubenberg (1304 bis 1318), aus obersteierischem Ministerialiengeschlecht, mütterlicherseits mit den Habsburgern verwandt, Inhaber der geistigen und weltlichen Gewalt. Sein Bruder schloß sich offen der Habsburger Partei Friedrichs des Schönen, des Gegenkönigs Ludwigs, an. Der Bamberger Bischof hielt sich zwar nach außen hin mit einer offenen Parteinahme zurück, war bei der Doppelwahl in Frankfurt nicht anwesend, erschien aber auch nie am Hofe Ludwigs. Diese Umstände waren für Ludwig nicht günstig, zumal auch die Haltung des Würzburger Bischofs im Jahre 1316 mehr zu Friedrich neigte.

Kraft von Hohenlohes militärischer Einfluß reichte von Möckmühl bis Herrieden. Hier kontrollierte er den Durchzug bewaffneter Einheiten. Dieses flächenmäßig große Gebiet war in sich geschlossen und versagte Ludwig dem Bayern jegliche Anerkennung. Für Ludwig war es somit

eine dringende Notwendigkeit, sich in diesem Raum Respekt zu verschaffen. Günstigste Nahtstellen für sein Eingreifen waren Wahrberg, Schillingsfürst und Herrieden. Mit Unterstützung seiner bayerischen Heerführer und dem umfangreichen Potential an Belagerungsmaschinen der Reichsstadt Nürnberg, für die sie sich Zugeständnisse und weitreichende Rechte einhandelte, holte Ludwig zu seinem militärischen Schlag aus.

Ende Mai 1315 wurde auf dem ersten Fürstentag zu Nürnberg der Heereszug gegen Kraft von Hohenlohe nach Herrieden beschlossen.

In den ersten Märztagen des Jahres 1316 traf das bayerische Heer Ludwigs vor den Mauern Herriedens ein. Es wurde befehligt von Graf Berthold von Neuffen, *gesessen* zu Marquardstein am Chiemsee, Heinrich von Ehrenfels, *gesessen* zu Beratzhausen in der Oberpfalz, Heinrich von Paulsdorf, *gesessen* zu Schwarzenfeld bei Nabburg und Weigand von Trausnitz, der sich ständig am Hofe Ludwigs aufhielt. Diese große Streitmacht richtete sich zur Belagerung der Stadt ein, in der sich Kraft von Hohenlohe befand. Das war ein äußerst schwieriges Unternehmen, da starke Regenfälle das Umland auf der Altmühlseite weithin überschwemmt hatten. Daher war es nicht möglich, den Belagerungsring ganz zu schließen. Kraft von Hohenlohe, ein ausgezeichnete Strategie, nützte diese Gelegenheit für überraschende Ausfälle und fügte den Belagerern empfindliche Verluste zu, da dem Fußvolk des bayerischen Heeres noch die Beweglichkeit einer kampferprobten Truppe fehlte. Und so vergingen mehrere Wochen, in denen es nicht gelang, einen Vorteil zu erringen.

Urkundlich bewiesen ist, daß sich Ludwig am 23. und 26. März im Lager vor Herrieden aufhielt. Er mag sich zu diesem Zeitpunkt davon überzeugt haben, daß mit der seither angewandten Belagerungstaktik nichts zu gewinnen war. Von Nürnberg wurde nun für die damalige Zeit modernstes Kriegsgerät herbeigeschafft und unter Führung des Nürnberger Stadtrats sowie

von Ministerialen des Burggrafen mehr als 50 Ballisten nach Herrieden entsandt. Nachgewiesen ist auch die Teilnahme der Patrizier Haller, Beheim und Holzschuher als Ballistenführer, also als Kommandeure der damaligen Artillerie, der Wurfmaschinen. Die Belagerung wird vermutlich die letzte größere Kampfhandlung gewesen sein, die mit "konventionellen" Waffen ausgeführt wurde, denn elf Jahre später kam bei der Belagerung von Konstanz schon Schwarzpulver zum Einsatz.

Die Art und Weise des Angriffs auf die Mauern ging noch nach der Methode aus der Kreuzritterzeit vor sich. Aus starken Bohlen wurde ein Schutzdach angefertigt und möglichst nahe an der Stadtmauer aufgestellt. Das Dach schirmte die Belagerer vor Pfeilen und Wurfsteinen der Verteidiger. Darunter wurde mit der Untergrabung der Mauer begonnen, wobei diese durch Holzbalken unterbolzt wurde. Danach wurden die Bohlen verbrannt, die Mauer stürzte, ihrer Stütze beraubt, ein und es entstand eine Bresche, durch welche die Belagerer einzudringen versuchten. Das allein reichte nicht aus. Die Gegenwehr und Gegenstöße Kraft von Hohenlohes waren wirksamer. Erst den herangeführten Nürnberger Wurfmaschinenspezialisten gelang es, eine Wende herbeizuführen. Diese Kriegsmaschinen schleuderten nicht nur bis zu 80 Pfund schwere Steinkugeln, sondern auch viel gefährlichere Geschoße, nämlich Tontöpfe, die mit dem sogenannten "griechischen Feuer" aus Harz, Werg, Teer und Erdöl gefüllt waren. Bald brannte die Stadt an allen Ecken und Enden und weiterer Widerstand wurde zwecklos. In einem kühnen Ausfall setzte sich der Hohenlohe mit seinen Rittern von der brennenden Stadt ab. Mit ihm zog auch das hohenlohische Lehensrittergeschlecht, das sich "de Herrieden" nannte. 1319 urkundet als Amtmann von Crailsheim ein Götz de Herrieden. Er war ein Vetter des Marquards *de Krewelshaim*, wie sich das zum fränkischen Adel gehörende Geschlecht *von Crailsheim* im Mittelalter nannte.

Die damalige Größe Herriedens zeigen die Brandschichten an. Die Befestigung

verlief ziemlich genau wie die heutige Stadtmauer. Das Stadtschloß jedoch, die jetzige Brauerei Wehr, war nicht in die allgemeine Stadtumwehrung eingeschlossen. In Urkunden wird es als *extra muros*, d. h. als außerhalb der Stadtmauer gelegen, bezeichnet. Auch Stiftskirche und die Kanonikerhäuser bildeten einen eigenen, in sich abgeschlossenen Teil der Stadt.

Zur Strafe mußten auf Befehl Ludwigs alle Befestigungen, Türme und Mauern "geschleift" werden und Herrieden durfte keine befestigte Stadt mehr sein. Eine weitere harte, schwer in das religiöse Leben des Mittelalters eingreifende Bestrafung war die Entführung eines Großteils der Gebeine Deocars nach Nürnberg, deren Verehrung als Reliquien weit verbreitet war.

Der große Stadtbrand von 1490

Rund 150 Jahre waren vergangen, als die Stadt wiederum von einer furchtbaren Brandkatastrophe heimgesucht wurde. Seit Wochen war kein Tropfen Regen gefallen. An Peter und Paul (29. Juni) schlug gegen Mittag der Blitz in das Stadtschloß ein. Angefacht von immer kräftiger werdendem Gewittersturm griffen die Flammen rasch auf die angrenzenden Nebengebäude über. Die Hitze war so stark, daß selbst die hölzerne Zugbrücke abbrannte und die angekohlten Bohlen in den Wallgraben fielen. Nicht einmal die massiven Umfassungsmauern der Schloßwehranlagen vermochten die Ausbreitung des Feuers zu verhüten. Schwärme von Feuerfunken wirbelte der Sturmwind hoch und trieb sie über die ausgedörrten schilf- und strohgedeckten Bürgerhäuser, von Dach zu Dach hüpfen die Flammen und übersprangen die Gassen. Die dem damaligen Baustil entsprechenden, balkonartigen Altanen der Häuser brannten lichterloh und leiteten das Feuer weiter, dem wieder ein Großteil Herriedens (über 130 Häuser, Scheunen und Nebengebäude) zum Opfer fiel. Deshalb blieb kein gotischer Profanbau erhalten. Auch das Gebälk der erst 16 Jahre vorher wieder erbauten Frauenkirche, das Langhaus der Stiftskirche und sogar ein

Teil der etwas abseits stehenden Chorhäuser sowie der *hindere Thurm bei der Herren Häußer waren versprunnen!*

Fürstbischof Wilhelm von Reichenau besuchte die schwer getroffene Stadt und ordnete als Landesherr sofortige Hilfsmaßnahmen an. Alle Untertanen des Kirchensprengels wurden zur Mithilfe am Wiederaufbau verpflichtet. Fürstbischof Gabriel von Eyb (1496–1535) erließ für einen besseren Feuerschutz folgende Bauordnung:

1. Schilf- und Strohbedachungen sind für alle Gebäude innerhalb des Stadtmauerings ausnahmslos verboten.
2. Noch vorhandene Schilf- und Strohdächer sind durch Ziegel zu ersetzen.
3. Die Ziegelei vor dem Oberen Tor muß auf fürstbischöfliche Anordnung vergrößert werden, um den Bedarf an Ziegeln decken zu können.

Der fromme Brauch des Wetterläutens von der Martinskirche am Berg erinnert heute noch an das schreckliche Geschehen. Es ist besonders für den Fremden erstaunlich, wie so oft sich durch die Schallwellen dräuende Gewitterwolken zerteilen.

Die Stadtzerstörung 1633

In Anerkennung der militärischen Erfolge und der von ihm seither selbstgetragenen Kriegskosten wurde Herzog Bernhard von Weimer, Feldherr im Dienste Gustav Adolfs, im Namen der Krone Schwedens im Dezember 1632 auf der Marienburg zu Würzburg durch den Vorsitzenden des schwedischen Kronrates, Graf Oxenstjerna feierlich das Herzogtum Franken verliehen. Im Neubesitz seiner Macht plante er, in seinem nunmehrigen Herzogtum "reinen Tisch" zu machen und "papistische Nester" zu bekehren. Damit meinte er jene Städte, die dem Kaiser treu ergeben waren. Außerdem standen diese kaiserlichen, befestigten Stützpunkte seinen strategischen Plänen im Wege, sich mit der bei Augsburg operierenden schwedischen Armee des schwedischen Generals von Horn zu vereinigen. Herrieden lag am Kreuzungspunkt zweier wichtiger Heerstraßen und beherrschte den Übergang

über die Altmühl. Also mußte es "bekehrt", d. h. schwedisch werden.

Am Montag nach Judika sichteten die Türmer auf dem Oberen Turm des Stadtschlusses fremde Reiter, die spähend Wälle und Gräben umritten. Vorsorglich wurden die Zugbrücken hochgezogen, die Gatter herabgelassen und die Tore mit Balken verriegelt. Tags darauf trafen immer mehr Haufen von Landsknechten ein, die außerhalb der Reichweite von Musketen ihre Lager aufschlugen. In aller Eile wurden durch die "Ruf-Glocke" im Chortürmchen der Stiftskirche die Ratsmitglieder zur Sitzung gerufen. Unter Vorsitz des amtierenden Bürgermeisters Johannes Christian Bütterlein (Commandus et Praefectus urbis) und in Anwesenheit des fürstbischöflichen Amtsvogts und Kastners Israel Schradi fand eine außerordentliche Beratung statt. Inzwischen war die Aufforderung ergangen, die Tore zu öffnen und die Stadt dem Herzog Bernhard von Weimer zu übergeben. Der fürstbischöfliche Kastner Israel Schradi setzte folgenden Beschluß durch:

1. Dem schwedischen Feind ist der Zutritt zur Stadt zu verwehren.

2. Ihm sind weder Kontributionen noch andere Sachleistungen zu gewähren, auch nicht unter Androhung der Brandschatzung.

3. Die Stadt ist so lange zu verteidigen, bis Entsatz durch Jan van Werth erfolgen würde. (Diesen vom Feinde sehr gefürchteten Kroatengeneral, allgemein als "Schwarzer Hannes" verrufen, vermutete man in der Gegend um Triesdorf – Ornau).

4. Noch in der gleichen Nacht waren drei Boten zu Fuß nach Ornau, Triesdorf und Arberg mit dem dringenden Hilfsersuchen zu schicken. Zu Pferd wäre die Möglichkeit der Entdeckung größer gewesen.

Tag für Tag kamen von Hohenberg her immer mehr Haufen schwedischer Landsknechte, viel Reiterei und Troß mit Schlangen und Kartaunen, wie im Dreißigjährigen Krieg die Kanonen genannt wurden. Besorgte Bürger fragten sich, ob es nicht in Anbetracht der Übermacht besser wäre, die Tore zu öffnen und sich gegen "Pardon"

zu ergeben. Doch der Kastner Schradi suchte diese Bedenken mit folgender Erklärung zu entkräften:

Einerseits sei wohl wegen des bevorstehenden Osterfestes (die kommende Woche war schon Karwoche) kaum mit einem Angriff zu rechnen, andererseits sei Jan van Wert, bis es so weit wäre, längst zum Entsatz der bedrängten Stadt eingetroffen, da es ja von Ornau her nicht weit sei.

Diese Argumentation aber war ein Trugschluß, der schwere Folgen hatte. Der herbeigesehnte Kroatengeneral war nicht in Ornau, sondern operierte im Raum von Weißenburg. Auch die Annahme, der Gegner würde erst nach den Osterfeiertagen mit den Kampfhandlungen beginnen, war ein grober Fehler in der Beurteilung der Lage. Schon in der Nacht vom Palmsonntag zu Montag beobachteten die Wachen auf den Türmen und dem Wehrgang bei den Belagerern umfangreiche Vorbereitungen. Im Scheine der Lagerfeuer wurde das Herbeiholen von Leitern, Balken und Baumstämmen erkannt, Maßnahmen, die zweifellos auf einen unmittelbar bevorstehenden Sturm schließen ließen.

Noch in der gleichen Nacht rief der *Stadttrumbert* mit seinem Horn "alle Bürger zur Wehr und in die Waffen". Die Stadtmauern wurden besetzt, hinter den Schießscharten standen die Verteidiger mit schußfertig gestopften Läufern der großkalibrigen Musketen und Arkebuser. Die für den Verteidigungsfall bereitliegenden Steine wurden auf die Mauer *geschützt*.

Am nächsten Morgen begannen die Schweden die Stadt zu "berennen". Mit Sturmleitern, Wurfankern an langen Seilen näherten sie sich den Befestigungsanlagen. Bald waren mehrere Truppen bis an den Wehrgang vorgedrungen, so daß diese im toten Winkel die Leitern an die Mauern stellen konnten. Von der Stadtmauer prasselten dann die bereitgestellten Steine auf die Angreifer herab, Sturmleitern zerbarsten und mancher Steiger stürzte kopfüber in den Graben. Mehrmals wiederholten sich diese Angriffe während des Tages, doch immer wieder wurden sie abgeschlagen.

Tags darauf brachten die Belagerer die Schlangen und Kartaunen in Stellung, wobei die Nahtstelle Wehrgang/Barbakane (Bastei) am Oberen Tor als Beschußziel ausersehen wurde. Um eine mauerbrechende Wirkung der Geschütze zu erreichen, mußten die Kanonen möglichst nahe an die Mauer herangebracht werden. Die Angreifer stellten Schanzkörbe auf, um von den Verteidigern nicht getroffen zu werden. Die Schanzkörbe waren etwa 1,50 Meter hohe, aus Weiden geflochtene, röhrenförmige Körbe, die, mit Erde gefüllt, vor den Geschützen aufgestellt, einen guten Schutz gegen Beschuß boten. Wo heute die Anwesen Gasthaus "Zum Torwirt" und "Elektro-Weiß" stehen, waren die Schlangen und Kartaunen in die geschanzte Stellung gegangen.

Am frühen Morgen des 23. März, Mittwoch der Karwoche, begannen die Geschütze gegen die Stadt "zu spielen". Dieses verniedlichende Wort gebrauchte man für den Artilleriebeschuß. Der Feind hatte ausspioniert, daß an dieser Stelle die Stadtmauer altersbrüchig war. In kurzer Zeit konnte ein Loch in diese geschossen werden. Angst und Schrecken erfaßte die Belagerten und über die Mauer hinweg baten sie nach Einstellung des Feuers um Verhandlungen zur Übergabe der Stadt "auf Gnade". Als dies der Amtsvogt und Kastner Schradi erfuhr, bezichtigte er die wankelmütigen Bürger des Verrates und forderte die Wiederaufnahme des Kampfes.

Inzwischen war die Bitte der Bürger schon bis zum schwedischen Stab gelangt. Während Schradi noch wutentbrannt die Herrieder der Feigheit beschuldigte, erschien vor der Bresche ein schwedischer Offizier, Capitain-Lieutenant Moritz Wrangel, mit der schwarzen Fahne, die ihn als neutralen Parlamentär auswies und schützen sollte. Da wurde er entgegen allem Kriegerrecht niedergeschossen.

Die Version des Chronisten Hiermeier berichtet über dieses Geschehen: *von einem Hürthen, wie Insgemein Vorgeben wird von der Capitulation nichts gewußt habe, erschossen worden.* Hier ist nur von einem Schuß die Rede. Dagegen spricht die

Inscription auf der Totenfahne in der Ansbacher Stiftskirche, wo Wrangel auf Anordnung Herzog Bernhards beigesetzt wurde, von deren drei:

Anno 1633, den 23. Marti Ist der wohl Edel Gestreng und Mannhaffte Moritz Wrangel zu Geß – under dem Hochlöblichen Hastverischen Regiment zu Fuß – wohlbestallter Capitain Lieutenant – Auff der Bresche zu Herrieden mit drey Kugeln durch Schossen alsobalden Seelig Entschlaffen, seines Alters Im 22. Jahr, deme Gott genadt. Hodie Mihi Cras Tibi.

Fielen die Schüsse auf Drängen Schradis, der noch immer auf Hilfe des Kroatengenerals hoffte oder wollten sich andere vom Vorwurf des Treuebruchs gegenüber dem Kaiser reinwaschen?

Wie es auch gewesen sein mag: Dieser Rechtsbruch hatte für Herrieden verheerende Folgen.

Zwar hatten die Schweden, von dem unerhörten Zwischenfall überrascht, zunächst das Feuer eingestellt und wegen der Kartage nicht sofort zu einem Racheangriff angesetzt, aber um so vernichtender war dann der am Morgen des 2. April, dem Samstag vor dem Weißen Sonntag, sorgfältig geplante Gegenschlag. Herzog Bernhard von Weimar hatte weitere Truppen herbeigeordnet und den Ring um die Stadt so eng schließen lassen, daß es kein Entkommen gab. Die Trompeter bliesen zum Sturm und die Schweden griffen an allen Ecken und Enden die Stadt gleichzeitig an. Bald waren sie in diese eingedrungen. Amtmann Schradi hatte sich mit einer Schar Männer und Frauen ins befestigte Stadtschloß zurückgezogen, aber in aller Eile auf das Vieh vergessen, das man zur Ernährung benötigte. Als auf seinen Befehl die Zugbrücke nochmals heruntergelassen wurde, stürmten die ringsherum lauerten Feinde widerstandslos in das mit Wall und Graben geschützte Schloß.

Wegen des Mordes an dem Parlamentär Wrangel hatte der Herzog seinen Truppen zwei Tage Plünderungsfreiheit zugestanden und sich vorher, wie es für Heerführer damals so der Brauch war, nach Ansbach zurückgezogen.

Ein grauenvolles Inferno begann. Ungehemmt, nachdem sie auf große Weinvorräte im Schloßkeller gestoßen war, tobte die Soldateska unter den armen Menschen, die sich schon in Sicherheit geglaubt hatten. Es wurde geschändet, gemordet, gemetzelt, wer gerade in den Weg kam. Einer Legende nach hätten sich 60 in das Badhäuschen an der Mauer geflüchtet und seien dort gleichsam abgeschlachtet worden, so daß ihr Blut durch die Abflußrohre in den Graben geflossen sei. Zwei Tage dauerte das Massaker und aus dem Weißen Sonntag war ein Blutsonntag geworden.

130 auf einer Totenliste vom Jahre 1633 aufgeführten Personen verloren ihr Leben. Viele der Familiennamen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Bis zur Zeit der Säkularisation 1806 wurden alljährlich im April ein Gedächtnisgottesdienst für diese Opfer abgehalten und dabei ihre Namen verlesen.

Nur 29 erwachsene Männer überlebten. Die Kanoniker Bernhard Koppekt und Leonhard Hödel konnten sich ihr Leben um 200 Gulden erkaufen, während sich zwei andere, Blattner und Mültner, 36 Stunden hinter dem großen Kachelofen in

der Blasiuskapelle versteckten und so verschont blieben.

Aber nicht genug der Menschenopfer. Die "Rumpfgemeinde" mußte noch 1506 Reichstaler als Satisfaktion an Herzog Bernhard von Weimar zahlen und Verpflegung und Quartier für 150 Mann zu Fuß nebst den dazugehörenden Chargen der schwedischen Besatzung stellen.

Als endlich Jan van Werth nach zwei Wochen mit seiner Heerschar eintraf, zog sich die schwedische Besatzung auf den Martinsberg hinter die aus germanischer Zeit stammende Ringwallanlage zurück, die seitdem den Flurnamen "Schwedenschanze" führt. Die Schweden setzten sich vor dem angreifenden Jan van Werth, nachdem sie noch die Martinskirche angezündet hatten, in Richtung Bürgerwald ab.

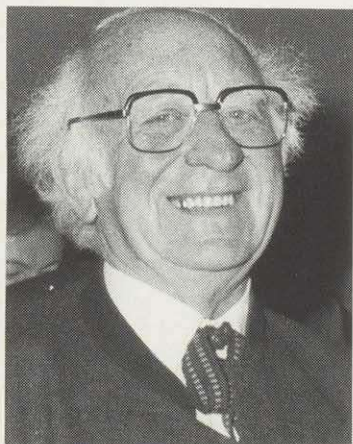
Allmählich kehrten die Einwohner, denen es noch gelungen war, in die Wälder zu entfliehen, in ihre Stadt zurück, die so schwer getroffen war, daß fast ein Jahrhundert verging, ehe wieder ein geordnetes Gemeinwesen entstehen konnte.

Leit. Vet. Dir. a.D. Dr. Ernst Eyßlein, Ansbacher Straße 23, 8801 Herrieden.

Werner Falk:

Künstler, Kunsterzieher, Heimatpfleger – und Patriot Heinrich W. Mangold zum 75. Geburtstag

(vgl. Paul Ultsch in Heft 3, 1975, 77 dieser Zeitschrift)



Das weite Offenhalten der Augen, die ruhvolle und andächtige Versenkung in das Geschaute, das andächtige Warten an der Tür der Form, um den Einlaß in den Kern der Dinge.

Johann Wolfgang von Goethe sagt es und Heinrich W. Mangold, der Maler und Kunsterzieher denkt fast täglich daran, wenn er mit Pinsel und Farbe vor einem neuen Werk in seinem Pappenheimer Atelier steht. Dort lebt der Künstler, der am 9. März seinen Fünfundsiebzigsten feierte, in der Stille des Altmühltals. Hinaus in die große weite Welt zieht es ihn immer noch, wenngleich er in seinem Leben schon